Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 42

Artikel: Zu Jeremias Gotthelfs 80. Todestag (22. Oktober 1934)

Autor: Keller, Helene

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646030

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der bernischen Wirtschaft helfend und Opfer bringend zur Seite.

Auf 1. Januar 1882 trat eidgenössisches Banknotenrecht in Kraft. Die neuen Noten gelangten ab August 1883 zur Ausgabe und ersetzten in kurzer Zeit die alten kantonalen.

Die großen Weltereignisse bis und mit dem Weltkriege spiegeln sich deutlich im Geschehen der Bank wieder. Nicht minder bedeutsam waren die Einflüsse der kantonalen Politik. So war und ist die Kantonalbank an der 1897 einsetzenden Eisenbahnbauperiode wesentlich beteiligt. Sie schuf Linien, die unter der Bezeichnung „Dekretsbahnen" dem Bernervolk nur zu bekannt sind. Dr. Egger urteilt darüber: „Die Dekretsbahnen haben mit einigen Ausnahmen wirtschaftlich ihre Erwartungen erfüllt und die durchzogenen Kantonsteile reich befruchtet. Sie wurden auch zu einem Symbol der Einheit des Kantons. Finanziell jedoch sind sie unter dem Einfluß des Weltkrieges und seiner Folgen sowie der Wandlungen im gesamten Transportwesen (Automobilkonkurrenz) zu einer Enttäuschung und schweren Belastung geworden."

Die dem Weltkriege und der Nachkriegszeit gewidmeten Kapitel der Eggerschen Denkschrift lesen sich mit besonderem Gewinn. Wir erleben diese Zeiten in Gedanken nochmals und denken mit Grauen daran, daß sie sich je wiederholen könnten.

Ein Wort noch über die Gebäude, in denen die Bank seit ihrer Gründung ihre wichtigen Aufgaben erfüllte. Das Salzkammergebäude an der Brunngasse haben wir bereits kennen gelernt. 1835 bereits siedelte die Bank in das Stiftgebäude über. Hier blieb sie bis 1861. Die nächsten sechs Jahre war sie an der Judengasse (der heutigen Amthausgasse) in Miete, bis sie 1869 im Haus Nr. 8 an der Bundesgasse in ein eigenes Haus einziehen konnte. Der zunehmende Platzbedarf führte zum Erwerb des der Aktiengesellschaft „Gesellschaftshaus Museum" gehörenden Gebäudes Bundesgasse-Schauplatzgasse-Bärenplatz, dem unserer Generation wohlvertrauten stattlichen Bau mit den acht Statuen berühmter Berner von Bildhauer Robert Dorer. Die berühmten Berner sind: Albrecht von Haller, Niklaus Manuel, Hans von Hallwyl, Adrian von Bubenberg, Thüring Frikart, Samuel Frisching, Hans Franz Nägeli und Schultheiß Steiger.

Diese Statuen hervorragender Berner seien der Kantonalbank und ihren Leitern das Symbol für tatkräftige Weiterarbeit in schwerer Zeit. Wir entbieten ihnen dazu ein herzlich Glückauf ins zweite Jahrhundert!

Dr. J. O. Kehrli.

Jeremias Gotthelf.

Von Ernst Oser.

Sein Denkstein grüßt vom Straßenrand
Zur Hast der Zeit herab
Und an des Gotteshauses Wand
Träumt schlicht und grün sein Grab.

Verstummt sein Mund. Lang ist's schon her,
Seit er gewirkt, gelebt,
Seit ihn sein Alltag, froh und schwer,
Erfüllt und warm umwebt.

Doch ist's, als ob sein Fuß noch ging'
Im Dorf von Hof zu Haus,
Als ob sein Auge noch umfing'
Das Land talein, talaus.

Was er erschaut und was ihm dort
Sein Denken still beschert,
Das alles schuf er uns zum Hort,
Lichthell und goldeswert.

Was er uns gab, macht unsern Tag
Noch heute tief und reich,
Die Zeit spürt seines Herzens Schlag
Der längst vergang'nen gleich.

Und wundersame Weisheit quillt
Aus seinem Born zumal,
Sie macht uns alle frohgewillt
Zum Gang durchs Erdental.

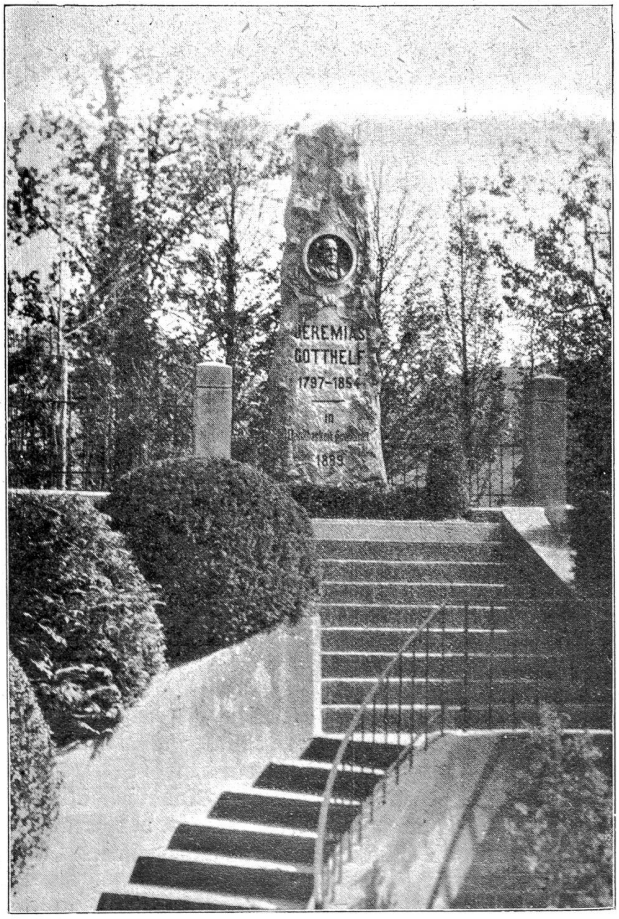
Sein Denkstein mahnt das Volk, das Land
An höchstes Gut und Hab',
Laut predigt an der Kirchenwand
Zu uns sein stilles Grab.

Zu Jeremias Gotthelfs 80. Todestag. (22. Oktober 1934.)

Das Leben ist eine Flamme Gottes, einmal läßt er sie auch brennen auf Erden, dann nicht wieder. (Aus „Anne Bäbi Jowäger".)

Am 22. Oktober sind es achtzig Jahre her, seitdem Albert Bitzius — Jeremias Gotthelf in Lützelflüh einging in die Heimat, „wo kein Wandern, kein Wechsel mehr ist, wo man nicht mehr Pilger und Fremdling ist, sondern Bürger im von Gott erbauten Reiche." (Jakobs Wanderungen.)

Geboren am 4. Oktober 1797 im deutschen Pfarrhaus zu Murten, fiel seine Geburt in eine unruhvolle, wild-



Das Jeremias Gotthelf-Denkmal in Lützelflüh.

bewegte Zeit für sein Vaterland. Ob dies schuld war an seinem heftigen, wilden, gewaltigen Temperament?

Als er siebenjährig war und schon zur Schule ging (sein damaliger Lehrer sagte von ihm: „Der Kopf wäre gut, doch die Füße kann er nie still halten"), wurde sein Vater als Pfarrer nach Utzenstorf versetzt. Hier lernte der junge Albert das Landleben von Grund auf kennen, was für das spätere Leben und seinen Beruf als Pfarrer und Schriftsteller äußerst wichtig und wertvoll war. 1812 kam er in die Literarschule nach Bern, um zwei Jahre später in die dortige Akademie einzutreten. Die ersten drei Jahre waren dem Studium der Philosophie, alten Sprachen, Mathematik und Physik gewidmet, nachher begann das eigentliche Theologie-Studium. In einer kurzen Selbstbiographie erzählt Gotthelf aus jener Zeit: „Hier (Akademie) brachte ich drei Jahre in der sogenannten Philosophie sehr fleißig zu, trieb alte Sprachen, Mathematik, Physik, wo J. R. Wyß (sein Lehrer) besonders freundlich und väterlich sich meiner annahm. Meiner Mutter selig sagte er einmal: Sagt doch Euerm Sohne, er solle schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er ds Schinders Verdruß. Ja wolle, antwortete meine Mutter, das wird er wohl la blybe. Mi cha nit wüsse, sagte Wyß."

Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte waren seine Lieblingsfächer, währenddem ihm die alten Sprachen weniger Vergnügen machten. In den Ferien half er daheim tapfer in Haus und Feld, wofür er sehr praktisch veranlagt war.

Nach seinen Studienjahren in Bern, erhält er im Sommer 1820 die Konsekration und zur gleichen Zeit wird er zum Vikar seines Vaters in Utzenstorf ernannt; schon im Frühling darauf reist er jedoch an die Universität nach Göttingen, wo er zwei fruchtbare Semester verbleibt. Ueberall gewinnt er die Sympathie seiner Mitstudierenden wegen seines vornehmen, fröhlichen Charakters, seiner Offenheit und Freundestreue; jede Gemeinheit stößt ihn ab, Ungerechtigkeit macht ihn wild.

Von Göttingen aus unternahm er zwei Studentenfahrten, das erst Mal nach Hamburg und Lübeck, das zweite Mal (als Abschluß seiner Göttinger-Zeit) mit zwei Freunden durch Preußen und Sachsen. Dann kehrt er als Vikar nach Utzenstorf zurück. Hier beschäftigt er sich hauptsächlich mit dem Schul- und Armenwesen; denn wie „jedem guten Schweizer, lag ihm die Pädagogik im Blut". (Muret.)

Nach dem Tode seines Vaters, 1824, verläßt er Utzenstorf und kommt als Vikar nach Herzogenbuchsee. Hier macht er viele Hausbesuche und lernt so das Volk, das Familienleben bis ins Innerste, bis „ins Kuchigänterli und in den hintersten Stallwinkel" kennen. Hier macht er die Bekanntschaft Joseph Burkhalters von Niederönz, des einfachen, geistig sehr hochstehenden Bauers und Amtsrichters; die Freundschaft mit diesem Bauern-Philosophen blieb eine treue, lebenslängliche.

Wie in Utzenstorf, so setzte Bitzius sich auch in Herzogenbuchsee mit aller Kraft für die Verbesserung des Primarschulwesens und des Lehrerstandes ein. Sein mutiges, uneigennütziges Einsetzen dafür hatte seine Abberufung von Herzogenbuchsee zur Folge (denn „lieber ließ er sich brechen als biegen"), gleichzeitig aber auch die ehrenvolle Versetzung nach Bern als Vikar an die Heiliggeistkirche (1829), wo er zugleich zum Inspektor der Schulen der obern Stadt gewählt wurde.

Ende 1830 wurde er zum Vikar des greisen Pfarrers Fastnacht in Lützelflüh ernannt. Es war ihm eine große Erleichterung, die Stadt zu verlassen, wenn er auch zugeben mußte, daß sein dortiger Aufenthalt trotz vielem Unangenehmen für ihn in mancher Beziehung doch sehr wertvoll und nützlich gewesen war.

So machte er sich denn am 1. Januar des Jahres 1831 zu Pferd auf nach seinem neuen Wohn- und Tätigkeitsort, nachdem er mit den Seinen in Bern „geneujahret" hatte, nach Lützelflüh, wo er nun den übrigen Teil seines Lebens, eine ungemein reiche und gesegnete Zeit, verbrachte, wo er eine Familie gründete und seine letzte Ruhestatt

Jeremias Gotthelf. Nach dem Gemälde von J. F. Dietler.

finden sollte, nach Lützelflüh, das durch ihn, den einfachen Pfarrer, in ganz Europa bekannt wurde. Hier entstanden alle seine Werke, die ihn zum wahren Volksschriftsteller machten. Er bekennt zwar einmal, wenn er jeden zweiten Tag hätte einen Ritt unternehmen können, so hätte er nie zu schreiben angefangen! Sein Temperament mußte sich irgendwo austoben.

Nach dem Tode seines alten Vorgesetzten, wurde Bitzius im Jahre 1832 dessen Nachfolger im Pfarramt, und im folgenden Jahre verheiratete er sich mit dessen Enkelin, Henriette Zeender, einer Berner Professorentochter, in der er eine feine, verständnisvolle Gefährtin fand; sie war ihm, als er zu schreiben anfing, die „Oberzensorin" seiner Werke, sie las jedes Manuskript durch, bevor es zum Verleger kam und kritisierte, wo sie es für nötig fand. — Die Hochzeit fand in Wynigen statt und wurde vom dortigen Pfarrer Farschon eingesegnet, der 21 Jahre später Gotthelf auch die Leichenrede hielt.

Das Pfarrhaus in Lützelflüh sah ein glückliches, harmonisches Familienleben; mit den Jahren erblühten drei Kinder darin, zwei Töchter und ein Sohn, der nachmalige Regierungsrat und Erziehungsdirektor Albert Bitzius. Auch Bitzius' Mutter beschloß hier ihren Lebensabend, wo sie mit viel Liebe umgeben wurde, und auch seine ältere Stiefschwester Marie — die zwei Geschwister waren einander sehr zugetan — fand hier eine zweite Heimat.

Hier in Lützelflüh wurde Albert Bitzius zu Jeremias Gotthelf. Der Name der Hauptperson des „Bauernspiegels" (entstanden 1836), seines ersten Romans, sollte sein Autorenname werden und bleiben. Hier wurde er zum Sänger des Bauerntums, zum Helfer der Armen und Unterdrückten, zum Verbesserer der Volksschulen, zum Prediger des Volkes.

Er half, wie und wo er konnte, sparte am eigenen Leben ab, um helfen und geben zu können. Er konnte wettern und donnern, wenn ihm etwas mißfiel oder un-

gerecht schien und nahm kein Blatt vor den Mund, er hatte einen „verfluchten Zwänggring", wie er selbst bekennt, aber im Grunde des Herzens blieb er immer der große, gütige Mensch, dem Helfen, Gutestun sein Lebenselement war. Er war ein Christ der Tat, kein Kopfhänger, offen und heiter. „Ich fand mich sicher nie frömmer, als wenn ich so recht fröhlich im Gemüte war."

Von Gestalt war er mittelgroß, sein Körper zeugte von Kraft und Rüstigkeit. Braune krause Haare umrahmten seine hohe Denkerstirne. Seine funkelnden Augen waren voll Leben, Tiefe, Schalkhaftigkeit und Güte, und sein kluger Mund sprach von unendlich viel Verstehen, feinem Humor, geistiger Ueberlegenheit. Das Gesicht war gebräunt von Luft und Sonne, denn er war kein Stubenhocker, und er hatte feine, sprechende Hände. Wohl das beste Bild, das von ihm besteht, ist dasjenige vom Solothurner Dietler, der Gotthelf um das Ende der Dreißiger Jahre malte und das selbst des Gemalten scharfe Kritik aushielt.

Dieser kräftige, lebensvolle Mann, der seit mehr als 25 Jahren keinen Tag im Bett zubringen mußte, fühlte sich im Jahre 1851 plötzlich in seiner Gesundheit geschwächt, hatte geschwollene Füße, dann kamen fortwährend Katarrhe hinzu, auch Herz und Leber waren angegriffen. Eine nötig gewesene Diät befolgte er nicht, und eine Jodkur, die er wegen eines beginnenden Kropfes anwandte, verschlimmerte seinen allgemeinen Zustand noch. Er spürte selbst, daß etwas nicht mehr stimmte und schrieb im Oktober 1852 an seinen Freund Hagenbach, er wisse nicht, woher das rühre, ob das eine Alterserscheinung sei oder ein Nachlassen der Kräfte nach der Zeit der großen Anspannung, die Arbeit wolle nicht mehr, wie gewöhnlich, vorwärts gehen, er habe diesen Sommer fast nichts getan von dem, was er hätte machen sollen und wollen.

Es war wirklich so: sein überarbeiteter Organismus verlangte Ruhe und fing an, den Dienst zu versagen. Gotthelf trug schon lange die Ahnung eines frühen Todes in sich. „Wir aus der Familie Bitzius werden nicht alt", sagte er eines Tages zu seiner Frau, „ich muß daher arbeiten, solange es Tag ist." Und er stürzte sich wieder mit aller Kraft in die Arbeit, um ja nichts zu versäumen. Einmal, als er von seinem Lieblingsplatz aus dem Untergang der Sonne zusah und einem seiner Kinder die erbetene Erlaubnis zu einem Spaziergang gegeben hatte, fügte er voller Wehmut hinzu: „Und ich gehe langsam bis unten an den Garten." Die Seinen verstunden den schmerzlichen Sinn dieses Wortes, denn am Ende des Gartens liegt der Friedhof.

Im Sommer 1853 wurde ihm eine Kur im Gurnigelbad verordnet, in welche Verordnung sich Gotthelf nur ungern schickte, war es doch überhaupt die erste Kur seines Lebens. Dieser Aufenthalt war dem Tätigen langweilig und eine große Geduldsprobe, umsomehr, da das Wetter sehr schlecht war. Seine Angehörigen fürchteten daher, die Kur habe ihm mehr geschadet als genützt, er jedoch erklärte, sie habe ihm neue Kräfte zum Arbeiten gegeben, und er hoffte auf einen Winter voll emsigen Schaffens. Aber er täuschte sich über seinen wahren Zustand hinweg. Im Jahr 1854 zeigten sich klar und deutlich die Symptome einer Wassersucht. Es kam nun häufig vor, daß er während des Essens oder der angeregtesten Unterhaltung einschlief. Zu seiner großen Erleichterung schickten ihn die Aerzte diesmal nicht fort, sondern er durfte zu Hause bleiben und hier eine Kur mit Kissingen-Wasser durchführen. Die vielen Besuche, die sich auch in diesem Jahre wieder einstellten, hinderten ihn an der so nötig gewesenen strengen Durchführung derselben und Einhaltung der Diät. Eine große Freude wurde ihm in dieser Zeit durch den Besuch seines Verlegers Springer aus Berlin zuteil, dem er stolz und freudig sein schönes, geliebtes Emmental zeigte.

Der schöne Sommer von 1854 tat ihm allenthalben gut und kräftigte seine Gesundheit so, daß er es wagen konnte, mit Freunden eine kleine Bergtour zu unternehmen. Auch konnte er das Predigen wieder aufnehmen, das ihn eine Zeitlang zu sehr ermüdet hatte. Noch eine große Freude durfte er erleben: die Verlobung seiner ältesten Tochter Henriette mit seinem Kollegen von Sumiswald, dem Pfarrer Rüetschi. Am 4. Oktober feierte er heiter im Kreise seiner Lieben den 57. Geburtstag. Aber am 10. Oktober erkältete er sich bei einem Krankenbesuch so heftig, daß er Blut speien mußte. Er schrieb seinem Arzt und erklärte ihm seinen Zustand, bat ihn aber, den Seinen nichts zu sagen, um sie nicht zu beunruhigen. Sofort erschien der Doktor bei ihm und verordnete ihm strengste Ruhe, doch konnte er ihn nicht dazu bringen, das Bett zu hüten. Da er Gotthelfs Zustand äußerst ernst fand, sah er sich verpflichtet, dessen Angehörige doch davon zu unterrichten. Am 14. Oktober, einem nassen Tag, wohnte Bitzius noch einer Armensitzung im nahen Schulhaus bei.

Da das Blutspeien zunahm, wurde zu einem Aderlaß geschritten, der dem Kranken einige Erleichterung verschaffte; es kam nun aber ein heftiger Fieberanfall, der ihn zwang, im Bett zu bleiben. Das Reden wurde ihm immer beschwerlicher, aber sein Geist blieb zwischen den Fieberanfällen munter und klar, und er beschäftigte sich fortwährend mit Anliegen seiner Gemeinde und der Armenkommission. Er bat auch, daß man ihm die Zeitungen vorlese und sprach von Reisen und Ausflügen. Er bekam viele Besuche, die ihn aber ermüdeten. Auf einmal wünschte er seinen Sohn Albert, der in Lausanne seinem Theologie-Studium oblag, zu sehen, und man mußte ihm schreiben, daß er sofort komme. Freudig und herzlich wurde er beim Heimkehren von seinem schwerkranken Vater begrüßt, der sich sehr über sein Lausanner-Semester interessierte und ihn darüber befragte und seine Zukunft mit ihm besprach. Am 20. Oktober stellte er noch pfarramtliche Zeugnisse aus und machte noch einige Späße dazu, am 21. unterhielt er sich wie immer mit den Seinen und scherzte mit seinen zwei befreundeten Aerzten, die ihn am Nachmittag besuchten. Am Abend aß er etwas Weniges und plauderte mit seiner Gattin wie gewöhnlich. Die Nacht darauf war nicht schlimmer als die frühern und verlief ohne Zwischenfall. Aber gegen Morgen verlor er plötzlich das Bewußtsein und nach kurzer Zeit endete ein Schlagfluß sein irdisches Leben. Er durfte, wie sein „Großvater", dessen Sterben er in so ergreifenden, schlichten, schönen Worten geschildert, auch an einem Sonntag und ohne Schmerzen hinüberschlummern. Ein solch leichter, schneller Tod war eine Gnade für seine ungeduldige, lebhafte Natur, die nur Schaffen und Bewegung kannte, „der, der da gerufen hat, ist weiser als wir und hat zur rechten Zeit gerufen, nicht zu früh, nicht zu spät, und gar manchmal wird nach Tagen und Jahren es dem Menschen geoffenbaret, wie weise und gütig der Herr gewesen, daß er gerade in jener Stunde gerufen habe und in keiner andern. Am klarsten wird dieses aber immer dem Gerufenen sein, wenn der Herr ihm sein Auge öffnet über sein neues Leben." (Aus einem Brief an Burkhalter.)

Am 25. Oktober wurde der Pfarrherr von Lützelflüh zu Grabe geleitet, ein großer Leichenzug begleitete ihn zur letzten Ruhestätte, die sich bei der Kirche neben dem Grabe seiner Mutter befindet. Acht Zöglinge aus der Armenanstalt Trachselwald trugen den Sarg ihres großen Wohltäters und väterlichen Freundes. Sein greiser Freund Farschon aus Wynigen hielt, wie schon erwähnt, die Trauerrede.

Seine Gattin ließ auf sein Grab einen schlichten Stein setzen, der jetzt mit Efeu umrankt ist und die Inschrift trägt: Hier ruht im Frieden Gottes: Albert Bitzius — Jeremias Gotthelf von Bern, während 22 Jahren Pfarrer dieser Gemeinde. Geb. den 4. Oct. 1797. Gest. den 22. Oct. 1854. 1. Cor. XV. 54. 55. Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg? —

Sprüchw. XII. 17. 19. Wer wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist, und ein wahrhaftiger Mund besteht ewiglich."

Ja, „ein wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich". Heute, nach achtzig Jahren, wissen wir besser noch als die damalige Zeit, daß des Großen Werk und Wort Ewigkeitswert hat. „Die wahre Kraft wird ihre Gewalt und Macht behalten, bis an der Welten Ende." Er steht wie ein biblischer Prophet vor uns und kennt auch unsere Zeit und ihre Not, wie er um alles Menschliche und Ewige wußte. „Die Gestalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt sich das Menschenherz für und für." Wir wissen, daß er nicht nur uns Emmentalern, uns Schweizern gehört, sondern daß er zu den ganz großen Gestalten und Deutern aller Zeiten einzureihen ist. „Das Wort ist unendlich mächtiger als das Schwert, und wer es zu führen weiß in starker, weiser Hand, ist viel mächtiger als der mächtigste der Könige."

Sein 80. Todestag fällt in eine wildbewegte, schwere Zeit der Weltgeschichte und unseres Vaterlandes. Aber er kann uns Helfer und Führer sein gerade in dieser heutigen Zeit, wenn wir auf ihn hören wollen, der geschrieben hat:

Christus sagt uns, wo das Uebel liegt, nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde; und nicht in Revolutionen ist das Heil, sondern in der Wiedergeburt des innern Menschen.

*

Je höher einer steht, um so mehr ist er seinen Brüdern schuldig, um so mehr fordert Gott von ihm.

*

Wo die Richter nichts mehr taugen oder wo am Heiligsten der Mensch sich vergreift oder sich selbst zum Götzen macht und eigenen Götzendienst treibt, da hält Gott selbst Gericht unter Blitz und Donner.

*

Es ist aber nichts, das alle Bande so rasch zersetzt, Familien, Gemeinden, Staaten so unwiderstehlich zerstört als die kurzsichtige Selbstsucht, die von allgemeiner Wohlfahrt und dem Zusammenhang des eigenen Wohls mit dem allgemeinen keinen Begriff hat und daher selbst nie zu einem dauernden Wohl gelangen kann.

*

Wer es nicht der Mühe wert findet, bessere Zeiten herbeiführen zu helfen, der ist auch nicht gut genug für bessere Zeiten.

*

Wie mag wohl ein Reich bestehen, wenn es uneins in sich selbst ist?

*

Ich halte alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den allerniederträchtigsten unter den Niederträchtigen aber den Volksschmeichler.

*

Wer im Kleinen untreu ist, wird der treu im Großen werden, und, wer an Vater und Mutter, an Weib und Kindern ein Schelm ist, kann der ein Ehrenmann sein gegenüber der Gemeinde oder gar dem Staate?

*

Wo keine Gewissen sind, aber kundige Hände, da lüpft man nicht bloß eine Geiß über Ort, sondern ein ganzes Volk.

*

Seit man Gott die Autorität genommen, will nun jeder Bube eine Autorität sein.

*

Den meisten Menschen ist an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen der andern nichts. Das ist ein Grundübel dieser Zeit.

*

Die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden.

Das Ziehen und Bilden der Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel.

*

Ich liebe das Volk gewiß so sehr als einer, aber es ist nicht mein Götze. Es ist mein König; aber ich will und soll ihm die Wahrheit sagen unverholen, und wenn's auch hart klingt, und viele hinter sich gehen.

*

Wer nun zu einer Fahne geschworen, soll zu seiner Fahne stehn und streiten je nach seiner Kraft und Berufung. Nach dem Pfunde, welches jeder empfangen, wird er gerichtet. Möglich, daß einer in des Kampfes Weise sich irrt, aber nach der Treue wird er gewogen.

*

Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es, nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.

*

Wenn die Menschen einander verstünden und Liebe hätten zueinander, so wüßte der Unmündig, was gut wäre und jeder dem andern schuldig ist, und man hätte den Irrgarten von Gesetzen nicht nötig, worin man je länger je weniger weiß, wo man ist, und wo der Ausweg ist.

*

Wohl dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setzt, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann! Helene Keller.

Anmerkung der Redaktion: In der nächsten Nummer bringen wir einen Aufsatz von Herrn Pfarrer W. E. Aeberhardt in Arch, über „Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn".

Der Organist von Arnstadt.

Novelle von Ernst Kurt Baer.

Gevatter Mond flutete mit uraltem Lächeln sein bleiches Licht in die Gassen und Winkel des kleinen Städtchens Arnstadt. Es war eine warme Julinacht des Jahres 1705; der Nachtwächter mit langer Pike und Laterne machte seine erste Runde.

Aus dem Schatten des Schlosses Neideck im Osten der Stadt lösten sich zwei jugendliche Gestalten und wanderten langsam dem Ledermarkt zu. Der helle Mondschein, der sie nun umgab, ließ einen zwanzigjährigen Burschen im Galastaat seiner bezopften Zeit erkennen. Mit nachlässiger Würde trug er Degen und Dreispitz, unter dem schlichten, braunen Rock mit den abstehenden Schößen lugte eine silberdurchwirkte Weste hervor. Er hatte ein jugendlich volles Gesicht und leicht aufgeworfene Lippen.

„Jungfer Barbara Catharina!" wandte er sich an seine Begleiterin, die im lang herabwallenden Kleid mit kurzer, praller Taille an seiner Seite ging. „Saget mir, welcher Art die Verwandtschaft der Bachin ist, so wir kürzlich trafen!"

„Die Jungfer Maria Bärbele vermeint Ihr?" lächelte Bärbel Catharina anmutig und zog mit graziöser Hand den herabgeglittenen Schal über die Schulter.

„Ganz recht! Maria Barbara Bach!" nickte er.

Bärbel Catharina blickte ihn schelmisch von der Seite an. „Ihr verinteressiert Euch wohl sehr vor sie, Herr Organiste von Arnstadt?"

„Was Ihr gleich denket, Base Catharina!" erwiderte er halb ärgerlich, halb verwirrt.